

### Dieter Braeg

Nicht nur süße Heimat

Iris Wolff und meine siebenbürgische Kindheit

Literaturfestival 2015 in Salzburg – da las die in Hermannstadt/Siebenbürgen/Rumänien 1977 geborene Iris Wolff beeindruckende Passagen aus ihrem im Salzburger Otto Müller Verlag erschienenen Roman *Leuchtende Schatten*. Als Iris Wolff las, in der Sprache meiner Großeltern – sie lebten in Hermannstadt in der Harteneckgasse –, da begegnete ich meiner Kindheit. Ich lebte dort von 1942 bis 1951. Mein Vater aus Ravensburg – Nazi und Schriftleiter und dann Kriegsberichterstatter – starb Ende 1941 in der Sowjetunion. Mutter flüchtete mit mir zu ihren Eltern nach Hermannstadt. Später heiratete sie den Sohn des ehemaligen Landesbischofs von Siebenbürgen, Kurt Glondys. Beide flüchteten im Jahre 1948 nach Zell am See; ich wurde 1951 nachgeholt und war ab dann, bis zum heutigen Tag, in dieser nicht-meinen Welt ein »Zuagroasta«.

Iris Wolff hat mich mit der Lesung an die ersten Erlebnisse als Kind im Jahre 1944, die ich nicht vergaß, erinnert. Rumänien erklärte dem Dritten Reich den Krieg. Im Splittergraben im Harteneckpark sagte mir mein Großvater, »dass die Russen uns bombardieren« – und wenig später »die Deutschen«.

In dieser Zeit schildert Ella, die Erzählerin des Romans, den Beginn jenes »Heimatverlustes«, den die mehr als 350.000 sächsischen Frauen und Männer erlebten, nachdem sie als äl-

teste deutschsprachige Bevölkerungsgruppe, als Siebenbürger Sachsen, mehr als 850 Jahre Geschichte im Karpatenbogen in Rumänien lebten und überlebten. Eine »Volksgruppenführung«, die die Amtszeit meines Stiefgroßvaters Viktor Glondys als evangelischer Landesbischof im Jahre 1941 beendete und ihn, weil er dem Nationalsozialismus kritisch gegenüberstand, durch den national gesinnten Wilhelm Staedel ersetzte.

Iris Wolff beschreibt die Geschichte einer Freundschaft in einer Sprache, die großartig erzählt und, wo es notwendig ist, die Realität nicht verleugnet. Es ist – ich finde es erfreulich und notwendig – eine ganz andere Sprache als die, in der Herta Müller mit ihrer eigenen Geschichte umgeht, die sich in all ihren Texten immer und immer wieder mit der Gemeinheit der Sprache, des Lebens auseinandersetzt: *»Als ich dann über zwanzig war, na meine Güte, da wusste ich doch, wo ich bin. Ich lernte immer mehr Funktionäre kennen. Und die schlimmsten waren in der Fabrik, in der ich gearbeitet habe. Das waren so unbedarfte, ungehobelte, schreckliche Personen. Und die haben sich so arrogant mit den Leuten benommen. Diese Selbstherrlichkeit war abstoßend. Und diese Sprache war so gemein und verlogen...«* – Es ist eine unversöhnliche Sprache, die nur bitteren Geschmack erzeugt und Hoffnung zerstört.

Wie anders beginnt da der Roman

von Iris Wolff: *»Ich liebte Harriet vom ersten Augenblick an. Mein Tisch trug die üblichen Spuren, Kerben, Tintenkleckse und ein eingeritztes Herz. Einige Zeichen hatte ich hinterlassen, andere stammten von den Jahrgängen vor mir. Der Stuhl war kühl, es roch nach Holz und feuchter Kreide. Schon jetzt hatte ich diesen Geruch wieder satt. Sehnsüchtig sah ich zum Fenster. Aprilwolken zogen ruhelos über den Himmel. Die Linden trugen ihr erstes Grün, Goldglöckchen-Büsche standen in flammendem Gelb. Die Seilergasse war seltsam still.«*

Hier die letzte Strophe des Siebenbürgen-Liedes:

*Siebenbürgen, süße Heimat  
unser teures Vaterland!  
Sei begrüßt in deiner Schöne  
und um alle deine Söhne  
schlinge sich der Eintracht Band!*

Dieses »teure Vaterland«, bei dem sich nur um die Söhne der Eintracht Band schlingen soll – sie leben heute verstreut in der Welt; und warum das so kam, kann man in diesem Roman lesen. Die Geschichte, dass sich die Männer der deutschen Volksgruppe freiwillig zur SS meldeten, stimmt so nicht immer. Ich zitiere hier aus dem Tagebuch von Dr. Dr. Viktor Glondys. Eintrag vom 19. Mai 1943:

*»Die sogenannten ›Freiwilligen‹ werden unter höchstem Druck zur Waffen-SS gedrängt. Am Nachmittag hatte ich ein interessantes Gespräch im Hause Dr. Gündisch mit dem Hausherrn, mit Dr. Herzog und Dr. Zitz ...; Gündisch erzählte auch, man habe ihn auch zur Waffen-SS zwingen wollen...«*

Ellas Vater muss dem Druck nachgeben, er wird Soldat und fällt im

Krieg. Wir begegnen Ellas Großmutter, der »Ursel Oma«. Sie erinnert mich an meine Großmutter, die bis zum Tag der Enteignung einem großen Haushalt vorstand. Bei ihr sah ich zu, wie gekocht wurde, wie der Teig für das außer Haus zu backende Brot vorbereitet oder im Keller im Winter die Karotten, Sellerie und Kartoffeln aus dem Sand geholt wurden, um Suppe zu kochen. Kindheit kam, nach Jahrzehnten, wieder zurück bei dieser Lesung.

Im Roman gibt es die Geschichte einer Freundschaft, einer unschuldigen Liebe zwischen Ella und Harriet, deren verstorbene Mutter eine Jüdin war. Wir begegnen völkischen Sachsen und später den kommunistisch-nationalistischen Rumänen. Meine Spur als »Kriegsverbrecherkind« führte mit falschem Familiennamen nach Zell am See; mein Jugendfreund Jörn Gruninger aus Hermannstadt, Apothekersohn, verlor sich im Vergessen und Verdrängen. Wir haben uns nie wiedergefunden.

Kindheit. An die erinnerte mich Iris Wolff mit ihrem Roman. Die Großeltern schickten mich 1951 – ich hatte in der Schule gelernt, den großen Stalin hochleben zu lassen – aus Rumänien per Bahn nach Zell am See. Um den Hals hatte ich ein Schild. Da stand nicht drauf, was ich wert sei. Nur mein Name und die Bitte, mir zu helfen, zu der Mutter zu finden.

Aus der »süßen Heimat« Siebenbürgen wurde ich verschickt; die Großeltern versprachen mir eine Milch- und-Honig-Zukunft, die ich nicht kannte. Der Traum, auch Junger Pionier zu sein, blieb unerfüllt. Vater, der

SS-Schriftleiter, gefallen in der Sowjetunion, hat's verhindert. Er sei ein Kriegsverbrecher, flüsterte es hinter meinem Rücken: »Still, es muss ein Geheimnis bleiben.« Erst als ich 53 Jahre alt war, erfuhr ich etwas über Josef Anton Braeg, meinen Vater. Soll ich der späten Geburt danken?

Macht hat viele Gesichter. Hat einen eigenen Klang. Es wurde von den Erwachsenen gerne gehört, wenn ich den rumänischen König Mihai hochleben ließ. Eines Tages hielten sie mir den Mund zu, in Sibiu/Rumänien, wo die Straßennamen wechselten, wie die Bilder von Stalin oder Anna Pauker an den öffentlichen Gebäuden. Zuerst Harteneckgasse, dann Strada Kossuth und dann ..., da war ich fort. Auf die Schienen gebracht, Maikäferflieg-Kind. Vater starb im Krieg, und was er vorher war, verschwiegen mir.

Ich spürte Großvaters stachelige Gesichtshaut. Er hörte BBC, als Hitler Feind-hört-mit-Strafen anordnete, und auch danach, als die Kommunisten es verboten hatten.

Die Zeller Berge, wo man mich hinschickte, trugen wie die in Siebenbürgen Schnee. In der Schule, da brüllte einer dieser Wir-haben-von-nichts-gewusst-Pädagogen, ich sei ein »Muster ohne Wert« und »zurück an den Absender mit Dir!« Was ist Erinnerung wert an diese nicht-unsere Zeit und Welt? Die Macht hat Gewicht, sonst aber war und ist vieles zu leicht. Was nichts kostet, ist nichts wert. So fuhr ich in den »Goldenen Westen«! Von Hermannstadt nach Kronstadt – dann Temesvar, Belgrad, Budapest, Wien, die Demarkationslinie, Salz-

burg, Zell am See. Endstation, alles aussteigen?

Großmutter hat nicht nur Geschichten erzählt, manchmal machte sie mir Angst, drohte, mich würden die Zigeuner mitnehmen: »Die stehlen solche wie dich! Wirst ein Bettelkind mit Wuschelwackel-Läusekopf!«

Mich haben auf dieser Orientexpress-Route viele gefragt, wohin ich fahren würde. Ich dachte, nun ginge es in die »Alles-wird-gut-Welt«. Freiheit? Sie ist mir nirgendwo über den Weg gelaufen. Sie schreibt immer noch letzte Grüße aus allen Gefängnissen dieser Welt. Ich wäre wehrlos gewesen, hätte ich Verwandtschaft gefeiert mit dem Stalin – Vater aller Werktätigen, dem ich in der Schule Tag für Tag huldigen musste.

*Lang lebe Stalin, das größte Genie der Menschheit.*

*Lang lebe Stalin, der größte militärische Führer.*

*Lang lebe Stalin, der größte Führer der Internationalen.*

*Lang lebe Stalin, der beste Freund der Arbeiter und Bauern.*

Klirrende Februarkälte im Jahre 1951, da kam ich in der Bergstadt an.

In der Zell-am-See-Schule, da standen alle auf, bewegten die Lippen, als wären sie Automaten, und leierten: »Gegrüßet seist du, Maria voller Gnaden...« – und an der Wand hing der Gekreuzigte; aber ich sah da, wo der hing, zuerst nur Stalins Bild.

Stalin starb. Ich hab ihn in Zell am See, hinter der Köhlergraben-Sprungschanze, begraben. Die gibt es nicht mehr. Ich suchte Hilfe, aber die gab es nicht. Sozialhilfe gibt es, wenn man kein Geld hat. Identitäten, die zerstört

werden, was soll man denen denn geben? Abfindungen gibt es höchstens für jene, deren Arbeitsplätze der Gewinnmaximierung geopfert wurden. Rationalisiertes Leben hat keinen Anspruch auf irgendeine Hilfe! Flüchtlinge? Wohin? Überall wird abgeschoben!

Ich fragte mich, ist denn ein Land, sind seine Menschen überhaupt erfahrbar? Vaterland nannten sie es. Aber ich suchte noch. Hörte, »dieses Land muss man sich verdienen, das gibt es nicht für jeden Hergeschickten«. Niemandsland. Ja, das kannte ich. Wusste, wo es lag. Dort lebte und lebe ich.

Jeder kommt eines Tages unter die Deutschen. Heute, wenn einer Ausländer ist und meint, es gäbe kurz nach Überqueren der deutschen Grenze die Freiheit, der irrt. Das lernt der Verfolgte: Dort ist die neue Mauer. »Papiere her!« – Die Mühseligen und Beladenen kriegen nicht tour-retour! Aber die Mauern, die meine Großmutter, mein Großvater, meine Mutter hinter sich lassen mussten, die sind achthundert Jahre alt. Man lehrte sie und mich zu vergessen, dass unser Name »Mensch« sei.

Ging Bier holen. Lebte in der Schmittenstraße 504. Wenn ich den Blick nach links richtete, sah ich die Bergstation der Schmittenhöhebahn. Das ist auch nach Abzug der Inflationsraten und Solidaritätsbeiträge einiges wert. So eine schöne Aussicht hat Lebensqualität! Wer darf schon Jugendjahre in einem aufstrebenden Fremdenverkehrsort verbringen? Ganz ohne Kurtaxe zu zahlen?

Tage vorher hörte ich die Namen

der Kriegsteilnehmer: Hidekutti, Liebrich, Rahn, Puskas. Mir fehlte noch Rommel, der wüste Fuchs.

Der oberste Feldherr aller Deutschen? Herberger!

Ging Bier holen. Zum Gasthaus »Stadt Wien«. Ich hatte immer Angst, dorthin zu gehen. Hinter dem Gasthof, im Garten, stand der Schweinestall. Todesquieken. Schlachtergebrüll. Hausschlachtung hieß das, und dann gab es Schlachtplatte. Frische Blut- und Leberwürste mit dicken Speckbröckerln. Ich hörte die dumpfen Schläge, Knüppel auf Schweineköpfe. Keine Schweine-Sterbebegleitung. Ich wollte immer fort von dort, aber: »*Wer Fleisch essen will, muss so was vertragen können.*«

Heute weiß ich, ob man sich wehrt oder nicht – man lebt verkehrt und wird aufgefressen. In der Schule übten wir ein Lied: »Hoamatlaund, Hoamatlaund, haun die soo gean. Wia a Kindal sei Muatta, wia a Hundal sein Hean.«

»Östarreicha« sein. War ich nicht! Ich war »a Piefkinesa«. Das ist keine Hunderasse – sonst wäre es mir sicher besser gegangen.

Schmittenstraße 504. Obere Stadt. Das Gerümpel des verlorenen Kriegs war unter den Tisch gekehrt. Krieg vorbei. Zinnkraut fand ich da auf der Wiese. Sah giftiges Huflattich-Grün – Maikäfer flieg, dein Vater starb im Krieg.

Großmutterns Märchen wirkten nicht in diesem schmalen Alpenseetal. Ich sah, wie sie mit Steigeisen an den Schuhen die Berge hinunter das Gras mähten. Sauer. Dürftig. Für spindel-dürre Kühe. Die Knechte drangsalierte

## KULTURBRIEFE

der Bauer: »*Bagasch, geht dös ned schnella?*« Was bleibt da vom Lied »In die Berg bin i gern«?

1954. Ich gehe Bier holen, in den Gang des Wirtshauses. Ölige schwarze Fußbodenbretter. Die Milchkanne in der Hand. Das »offene« Bier war billiger. Einen Liter für den Stiefvater. Zu Heringen und Kartoffeln.

Vaterland? Mutterland? Viel später hab ich vier Zeilen gefunden von Theodor Kramer: »*Viel verwehte, viel verdarb, Vater starb und Mutter starb; in der Stadt, in die ich kam, wurden mir die Lenden lahm.*«

Damals standen vor dem Gasthaus die ersten Reisebusse. »*Daitsche Gäst*« sagten sie dazu. Die Nummernschilder der Busse, so unbekannt, versprachen Abenteuer. Ich dachte, das sind die, zu denen du gehörst. Die wohnten im Gasthaus »Stadt Wien«. Schnallten sich am frühen Morgen die Langlaufski und die Felle an. Geld war knapp. Nicht jeder konnte mit der Schmittenhöhebahn bergwärts fahren. Da halfen Felle, den Berg hochzusteigen durch den tiefen Schnee.

Der Wirt stand im schlecht beleuchteten Gang hinter der Theke am Bierzapfhahn. »*An Lita, wia imma. Geh her, Bua.*« Zwei Schilling. Ich hab den Preis nicht vergessen. Dabei ist er so unwichtig. Bei anderer Gelegenheit musste ich viel mehr zahlen für mein Leben. Im Extrazimmer, da lärmte es normal. Doch dann ...

»*TOR, TOR, TOR, TOR. – AUS, AUS, AUS, AUS! – WIR SIND WELTMEISTER!*«

Die Holztüre des Extrazimmers ging krachend auf. Aufgedunsene Gesichter. Fette Bäuche. Geschrei, Gegröle.

»*SIEG, SIEG, SIEG! – WELTMEISTER! – HOCH, HOCH! – JA, JA, JA. – WIR SIND WIEDER WER!*«

Bierdunst. Sieggeheul. Angst im Kopf. Schrei um Hilfe. So wie in den Nächten in Siebenbürgen/Rumänien, als mich die Großeltern in den Splittergraben zogen, im Harteneckpark, weil die Deutschen die Stadt bombardierten. Gott hat uns Siebenbürger Sachsen bestraft! Deutsche bombardieren die Stadt!

Warum hat man uns die Vergangenheit nicht verständlich gemacht? Es gab auf viele Fragen nur die »*Von-nichts-gewusst-Antwort*«! Ich flüchte auf die Straße. Dumpfes Siegesgeheul. Stolpere. Vom Bier bleibt kaum ein Viertelliter in der Milchkanne drin. Der Bierverlust wird bestraft: »*Glaubt er, weil die Deutschen Weltmeister sind, muss er mein Bier verschütten?*«

Viel mehr als das hier Erzählte hat der Roman *Leuchtende Schatten* von Iris Wolff zurückgeholt. Nach mehr als 60 Jahren. 2016, dann 76 Jahre alt, will ich nach Sibiu. Zurück. Die gleiche Strecke mit der Bahn, die ich als Kind schon fuhr. Ich will mehr Erinnerung wiederfinden in dieser Stadt meiner Kindheit.